

Verlag Bibliothek der Provinz

Gertraud Steiner
DIE CHRONISTIN

Roman einer Landschaft in den Tauern

Gertraud Steiner

DIE CHRONISTIN

Roman einer Landschaft in den Tauern

herausgegeben von Richard Pils

lektoriert von Dr. Erika Sieder

ISBN 978-3-99126-105-6

© Verlag Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Jakob Strucker 1761 – 1824, Prospekt seiner Heimatgemeinde St. Michael

ZUM EINSTIEG

Triegen heißt der Ort, um den es hier geht. Ein zwielautiger Name, der schwer über die Lippen geht, aber einfach zu lesen ist.

Nach der Geschichte dieses alten Marktes forschte eine Chronistin, die vor Ort aus verstaubten Dokumenten und nicht immer vertrauenswürdigen Berichten einiges aufgelesen, in Erfahrung gebracht hat, bevor sie, bereits andernorts in Aufenthalt, davon zu erzählen begann. Damit hat vieles ein neues Gesicht, einen anderen Namen bekommen.

Triegen ist auf alten Landkarten, sogar auf Google Earth zu finden, aber hier nicht gemeint. Vorsicht auch, was die Ereignisse und Begebenheiten betrifft, die zur Sprache kommen. Sie sind aus dem Blickwinkel der Chronistin erfasst und gestaltet, auf die Art lebendig geworden.

Wie der Name Triegen schon anklingen lässt, täuscht manches.

Triegen ist ein erfundener Ort, aber mit seiner Geschichte und den Menschen, von denen erzählt wird, im Lungau verwurzelt.

ZWÖLF *wahre* GESCHICHTEN

I.	Vom Turm des Erstaunens	9	XI	Unter Musikanten oder Der gehobene Deckel	226
	Neben der Spur	20		Unverwüstliche Uniformen	231
II	Sonnenuhr und Sternentanz	24		Der tanzende Riese	234
	Der Weg nach Rieden	28		Autorennen und Radlwerkstatt	238
III	Heidenpfarrer Augustin Winkelstätter	34		Alles für ein Motorrad	240
	Römische Scherben und Napoleon	36		Rotschopf, Schmied Thoma	249
	Die Ausfahrt ins hochgelegene Lungau	41		Musikalische Begleitung	253
	Stiller Empfang	47		Vinzerl in der Linde	259
IV	Fideles Leben unter Römersteinen	50		Der Organist Florian Torhauser	265
V	Die Mithrashöhle	67		Annäherungsweise aufgeklärt	275
	Hoher Besuch aus Wien	70	XII	Die Wolkenburg der Gräfin Perchta von Weißenstein	280
VI	Eva im Zeiserlwagen	77		Eine Burg geht zu Bruch	284
	Schmettervögel – so nah am Wasser	82		<i>Unstaete.</i> Ein Leben im Ungewissen	288
VII	Die Inschrift	93		Der Minneritter und seine Frauenburg	292
	Der Marktbrand	101		Das Jahr der Gefangenschaft	299
	Veit Moser und das Elfenhölzl	109		Im Garten der gebrochenen Lanzen	305
	Wie eine Bauerntochter ins Milieu abrutschte	112		Rumi und der Apollofalter	315
	Von den Wildfrauen im Moos	123		Biografie der Autorin	323
VIII	Das Gasthaus zum Wasserfall	128			
	Der nächtliche Umlauf	139			
	Ein Haus und seine Sammlung	150			
	Fundstücke. Von Kasernmandln, Hirten und Umzügen	156			
	Frau Percht in den Raunächten	167			
IX	Ein Märchen von der Mutterliebe	170			
X	Staudenhocker	176			
	Ein Postmeister mit Ambition	180			
	Die Almende auf der Au	187			
	Die Sauschneider. Ein Wandergewerbe	192			
	Das Rothschildzimmer und die falsche Kaiserin	204			
	Wilde Orchideen	215			

VOM TURM DES ERSTAUNENS

*Alles vorbei. Fast vorbei. Fast alles vorbei.
Aber ich will es wieder einfangen, hier im Wald, an der Kalten Quelle,
wo die Sitzbank und der versunkene Stein stehen, neben dem Bach,
den alles hinuntergeht.
Hier fange ich wieder damit an.*

In-trigen? In Triegen? Ich habe sie alle noch im Ohr, die besorgten genauso wie die belustigten Fragen. Eine Chronik? Verfasst? An diesem merkwürdig klingenden Ort?

Es stimmt schon, Triegen ist eigenartig. Er klingt nicht nur so, dieser alte Markt in der Nachbarschaft jenes Dorfes, in dem ich aufgewachsen bin. Der sich so offen, so aufgeschlossen gab, ein Durchhaus, kein Nest. Er hat durch die Zeiten Menschen angezogen, aber wenige gehalten, war mehr dem Gehen als dem Willkommen verhaftet. Der Name hat in meinen Ohren bis heute nichts Einschmeichelndes, keine Wärme, wenig weichen Klang. Mit diesem harten Anlaut, ttrrrr, dann der Bruch, der Zwielaute, dann dieses g, wie geh, eine Biegung, ein Weg hinaus.

Schließlich hat es mich genau dorthin verpflanzt. Zurückgeworfen. Verschlagen, das würde ich so nicht stehenlassen. Verpflanzt trifft es besser. An den Ort, wo meine verstorbene Mutter geboren wurde und aufgewachsen ist, mir von ihr her nahe. Es war eine erstaunliche Reise.

Ich kehrte auf Umwegen zurück. An einen bekannten, aber kaum noch vertrauten Ort. Um eine historische Aufgabe zu übernehmen. Für „Living History“, wie sich das Projekt nannte, nach langen Jahren der Abwesenheit. Dieser Blickwinkel, dieser Standpunkt erschloss mir, von innen erfüllt, er-spürt, zurückersonnen, von außen mit der Lupe kritischer Geschichtsbe-trachtung gesehen, Einblicke, die etwas Doppelgesichtiges, Verwobenes, Undurchdringliches, aber auch Erstaunliches zutage brachten. Ich wurde aufmerksam, wieviel Künftiges, Kommendes bereits in seiner Herkunft angelegt ist. Wie eine Schale, ein Panzer, eine Raupe, aus dem es sich entpuppt, seinen Lauf nimmt, vergeht.

Diese Einsichten haben mich vorsichtig im Urteil gemacht, mir aber auch Gespür verschafft. Schicht und Geschichte, Herkunft und Zukunft, Eisprung und Ursprung, die Wahrheit enthält immer auch einen Witz. Das habe ich beherzigt. Dagegen nicht alles, was ich dazu an Anweisungen bekam.

Arbeiten Sie sorgfältig, erfassen Sie alles peinlich genau und bleiben Sie zielstrebig, hatte mich der Bürgermeister gleich zu Beginn aufgefordert. So hochtrabend war er sonst nicht, der Unternehmer und Bürgermeister Alois Fichtler. In diesem Moment der Auftragserteilung war ihm das Uneinlösbare seiner Worte wohl nicht bewusst. Ein *peinlich genaues* Ergebnis, das gibt keine Geschichte so einfach her.

Ich war immerhin gründlich, sogar pünktlich, habe fristgerecht, zeitnah abgeliefert. *Peinlich genau*, vergebens, am Ziel, nie. Das mag andere enttäuscht haben, mich nicht. Es lag wohl auch an mir, an meinem Hang, die Komödie eines kleinen Sisyphus zu geben. Der Stein, der nie ganz auf die Höhe gelangt, immer wieder rollt und unten aufschlägt. Treffender ist dieses Bild. Das Ganze, das mir in Abschnitten, stückweise gelungen, dann entglitten ist und zuletzt aus der Hand genommen wurde, dem blicke und grüble ich nach, während es den Bach hinuntergeht. So bin ich zur Erzählerin geworden.

Aufgewachsen bin ich im benachbarten Donnersbach, damals zwei Stunden von Triegen entfernt, für gute Geher berechnet. Eine halbe Stunde war es mit dem Auto, über schmale, wenig befahrene Landstraßen ging es dahin, immer den Holzzaun entlang, hinter dem sich Wiesen erstreckten. Nahe am Wald, behütet, geängstigt, getragen und gewiegt von seinen Moosen und Gräsern, lauschend an seinem Bach, neben Berberitzen und Feuerlilien bin ich groß geworden.

Donnersbach war ein kleiner Ort, mit weitem Umland, ein stilles, unscheinbares Nest, mit einigen gemauerten, mit schmiedeeisernen Fenstern versehenen Häusern, etlichen größeren Bauernhöfen, die von Bergahornen beschirmt waren und einer Reihe bescheidener Keuschen, auch sie schindelgedeckt, die sich alle um die riesige Kirche, den Friedhof und Dorfbrunnen drängten. Ringsum herrschte der Wald, an den Wiesenrändern vereinzelt Lärchen, auch Holunderbüsche, hohe Kratzdisteln an den Wegrainen, wo Hummeln und Schmetterlinge flogen, Tagpfauenauge, Distelfalter, Mohrenfalter, manchmal ein Kleiner Fuchs. Ein einziges Mal sah ich einen Trauermantel, mit seinem honiggelben Flügelsaum ruhte er auf einem Weidenröschen und ich konnte das Band seiner blauen Fenster betrachten.

Das ist alles lange her. Heute muss ich ein weites Stück gehen, um in den Wald zu gelangen, der kleiner, aber lichter ist als der Wald meiner Kindheit und eine in Stein gefasste Quelle hat. Diese Kalte Quelle ist bekannt für ihr Heilwasser, ich bringe bei jedem Besuch Flaschen mit, die ich fülle. Die vereinzelt Spaziergänger, die mir dabei begegnen, wollen oft von mir wissen, ob ich ein Waldgeist sei, was ich gern und ohne auf den Witz der Frage einzugehen, bejahe.

Dann die Frage, woher ich denn komme und zugezogen sei? Triegen, sage ich, nenne zuerst immer diesen Ort, obwohl andere besser zutreffen würden.

Donnersbach, Salzburg oder Traunstein. Aber ich sage immer Triegen. Nichts weiter. Triegen, sagen sie daraufhin, das kennen sie nicht. Wie schreibt sich das? Donnersbach, sage ich dann, kennen Sie Donnersbach? Ja, davon hätten sie schon gehört.

Daraufhin pflegt das kurze Gespräch zu verstummen, und ich gehe weiter, meinen Erinnerungen nach, zur Kalten Quelle. Oder von dort weg. Manchmal auf die Suche nach Schmetterlingen. Schon die erste warme Aprilsonne lockt vereinzelt Zitronenfalter hervor, aufgekratzt flattern und taumeln sie zwischen den Büschen, die erst beginnen auszutreiben. Später kommt das Tagpfauenauge, dann der Admiral und im Hochsommer der selten gewordene Schwalbenschwanz. Alles selten, aber noch vorhanden. Wo hohe Büsche Geißbart stehen, die ihre Fiederblätter von den Stängeln abspreizen, sind sie gern versammelt. Er heißt hier Sonnwendhansl, weil er genau zur Sommer-sonnwende in der Blüte steht. Manchmal zieht rasch eine Libelle vorbei, denn der Bach ist nah, eine blitzblaue Azurjungfer, wenn ich Glück habe, oder ich entdecke einige schillernde Rosenkäfer.

In feuchten warmen Sommern, so wie der heurige, wachsen schon ab Ende Juni die Pilze. Eierschwammerl sogar in den Moospolstern neben dem Weg. Ich pflücke sie nur ausnahmsweise, denn interessanter erscheinen mir doch die ungenießbaren. Die sonnengelb leuchtende Hexenbutter, ein koboldartiges Mischwesen, denn sie ist Pflanze und Tier, beides ist nicht ganz sicher, sie bewegt sich, wandert, soviel steht fest, auf der Suche nach Nahrung. Ein besonderer Findling ist auch der helle blumenartige Erdstern, der mit den Bovisten verwandt ist und wie ein Außerirdischer unter Fichtenzweigen oder auf Baumstrünken und auf Nadelboden steht.

Sowie im Frühherbst der Pfeffermilchling, hier sagen sie treffender Erdschieber dazu, seine klobigen Schirme aus dem Waldboden herausdrückt, kommen auch die dunklen Totentrompeten, die schmackhaftesten Pilze, die ich kenne. Nahe der Kalten Quelle wachsen sie reichlich, sodass ich, wenn es sich ergibt, einiges auf Vorrat pflücke. Getrocknet und zu Pulver gerieben ein ausgezeichnete Würzpilz.

Gewöhnlich ist mir das stille Sitzen auf der steinernen Bank an der Kalten Quelle ein hinlängliches Vergnügen. Ich beobachte das in Flecken und Schleiern spielende Licht, das zwischen den Stämmen einfällt, horche auf das sprudelnde Wasser, schau wie durch ein Fenster dem Zug der Wolken nach, hoch über den Bäumen. Unwillkürlich steigen die alten Bilder auf. Ich dränge sie nicht zurück. Lass sie vergehen, lass es vorüberziehen.

Vieles davon ist dunkel, ein Rätsel geblieben, wie der Spruch, der auf dem halb versunkenen Stein an der Quelle eingraviert ist. Dieser bildet im oberen Teil eine Rosette und die Jahreszahl ist noch zu entziffern. MDCCCIV, also

1804. Aber die Inschrift ist verwittert, von Flechten befallen und für mich nicht mehr lesbar. Ich habe mich oft daran versucht.

„Living History“, eine Aufgabe, die ich anfangs am liebsten wieder losgeworden wäre, später hing ich daran, sie hat mich festgehalten bis heute. Herausgefordert und überfordert. Hineingerutscht, Jahrhundert für Jahrhundert ins Bodenlose hinein, kaum einmal Fuß fassend und doch oft auf Seitenpfade gelenkt, ins Abseits und Nirgendwo verschlagen. Dabei wollte es der Bürgerrat von Triegen einfach und klar, allgemein verständlich haben. Eine glatte Geschichte, nicht allzu weit zurück, die feststand wie in Stein gemeißelt. Nicht zu sehr in die Tiefe schürfen, hatte man empfohlen. Das sogenannte Gute sollte aus dem Dunkel der Jahrhunderte erhoben werden. Jedem Haus seinen Heldentag. Heute kommt mir darüber oft das Lachen. Es tönt schaurig, fast ein wenig irr im Wald, so dass ich erschrocken darüber verstumme. Ich habe es doch bewältigt, sage ich mir dann, die Berichte geschrieben, die Bilder gesammelt, auch wenn ich erst jetzt, über die Entfernung hin, davon erzählen, mir etwas ausdenken kann.

Von Traunstein her, wo ich eine Anstellung als Bibliothekarin aufgab, bin ich damals nach Triegen gekommen, mit einem Diplom in der Tasche, das mich für die Aufgabe legitimierte, Chronistin, das macht doch etwas her, etwas, das sinnvoll ist, sagte ich mir. Von Triegen war meine Mutter einst in den Dienst ausgewandert, und vor ihr waren schon immer Angehörige fortgezogen, um auswärts ihren Lebensunterhalt zu finden. Ich kam zurück, nicht als Heimkehrerin, aber doch an einen Ort mit besonderer Bindung.

Als ich über drei Jahre später meine Arbeit in der Gemeinde beendet habe, waren bereits die ersten Schilder und Tafeln aufgestellt oder angenagelt, Erinnerungsbilder, wie es heißt, manches sogar den Häusern aufgemalt. Um die Geschichte lebendig und anschaulich zu machen. Die oft verwünschte, vorgeheuchelte, weggelächelte, zum Schweigen verurteilte, auserwählte, bedauerte, andauernde Geschichte, die nun von mir, der studierten Bibliothekarin, mit einem englischen Titel versehen, neu erstellt werden sollte.

Vierundzwanzig Stück sind es geworden, dreißig solcher Bilder waren geplant. Jedes für sich ein Schmuckstück, nett anzuschauen, leicht verständlich herausgeputzt, dabei wäre vieles noch zu überprüfen, neu aufzurollen gewesen, weil es nur halb, halbwegs stimmen konnte, wie ich weiß. Ich musste es mir auch oft genug sagen lassen: So ist es nicht gewesen. Ich habe es anders gehört.

Wer heute durch Triegen geht, findet diese Tafeln, Schilder, Malereien gewöhnlich bemerkenswert. *Schau nur, was da steht!* Abends sind Scheinwerfer auf sie gerichtet, in deren Lichtkegel eine Geschichte aufblitzt, ein Gesicht oder ein Name aus dem Dunkel aufleuchtet, während andere Schilder und Wandmalereien an weniger belebten Örtlichkeiten im Schatten bleiben,

nur von einer Straßenlampe beleuchtet an losen Nägeln hängen und leise im Dunkeln klappern.

Natürlich können diese Andenken auch bei Tag wahrgenommen, die Zeilen darunter sogar genauer gelesen werden, aber es treibt fast jeden die Eile, kaum jemand findet tagsüber Zeit für diese malerischen Erinnerungen. Auch macht sie erst die Dunkelheit wirklich interessant, in der sie dann aufleuchten.

Triegen, ein alter Markt im Gebirge, das bleibt anzumerken, ist trotz der aufgewühlten Stimmung, trotz der hohen Erwartungen, die „Living History“ geweckt hat, zeitenweise waren sie haushoch gesteckt, um dann wieder einzuschlafen, eine bescheidene Geschichte, arm an großer Vergangenheit geblieben. Namen, die etwas hermachen, hergeben, eher nicht. Man hätte sich mehr erwartet, hieß es, gab sich vorwurfsvoll, dann aber zusehends stolz auf die angestrahlten Bilder. Eine gelungene Darbietung, wie in der Bezirkszeitung stand, an Geschichtsfreunde, Autofahrer und nächtliche Heimkehrer.

Meine Aufzeichnungen und Berichte sind Wochen nach dem Eröffnungsfest in kleiner Auflage in Druck gegangen und inzwischen, kaum aus dem Staub gehoben, auf dem Weg, dorthin zurückzukehren. Vielleicht sehe ich es zu schwarz, denn jedes Haus bekam ein Exemplar. Die liegen wohl noch herum, in Schubladen, auf Dachböden, im Schreibtisch der Mittelschüler und Gymnasiasten. Ein ganzer Stoß, noch cellophanverpackt, ist ins Archiv hinauf gewandert, dort sind sie gut aufgehoben, wir brauchen sie auch später noch, sagte mir der Bürgermeister am Telefon, andere, ich habe derlei Exemplare sogar gesehen, sind verwahrt in Küchenkastln und gespickt mit Anmerkungen, von Filzstiften bearbeitet.

Die Bildnisse und Tafeln an den Gebäuden nimmt hingegen regelmäßig eine Schulklasse auf heimatkundlicher Wanderung in Augenschein. Die Kinder erfahren Wissenswertes zum Werdegang, über die Mühen der Arbeit in der Vergangenheit Triegens, ein Ausflug, der immer beklatscht wird. Was sich über die Aufsätze, die Tage danach eingesammelt werden, nicht in der Weise behaupten lässt. „Über unsere Wurzeln“ wird selten mit Smileys bewertet.

Der Markt Triegen ist modern geworden, stolz auf seine Schulen und Betriebe, Sportstätten, Sägewerke, Werbefirmen, Hightech-Unternehmen. Man hält fest an seinen Anfängen, es gehört sogar zum guten Ton, bei den *richtigen* Anlässen feierlich Rückschau zu halten. Wehmütig und erleichtert.

„Ist der Mensch nicht ein Aff, der sich im Pelz färbt, ihn aber nicht wechselt? Wozu die ganze Geschichte? Und dann auch noch Living History!“

Das hatte mir bei der festlichen Eröffnung der verehrte Prof. Herbert Schwanthaler, der neben mir stand, ins Ohr getuschelt, gezischt, muss ich

zugeben. Dieser resignierte Kritiker, der beinahe ein Freund geworden ist, *Krautmandl* und *Schmettervogel* nannten sie ihn im Ort, natürlich nur hinten herum. Ich brauchte für beides Monate, um die Bewandnis zu entschlüsseln. So offen und frei heraus sind sie nicht in Triegen. *Schmetter*, das war mir noch aus meiner Kindheit vertraut, bedeutete phantasieren, etwas erfinden. War der *Schmettervogel* der Schmetterling?

Der Mensch bleibt sich gleich, meinte er, passt sich an, wie auf den Hund gekommen, die Katze bleibt Katze, der Esel ein Esel, der Hund aber wandelbar von Grund auf, einmal spaßiger Pudel, dann treuer Menschenfreund und zuletzt wieder reißender Wolf. So auch der Mensch, wandelbar, aber nicht zu bessern, einem Schauspieler gleich wechselt er den Charakter, rollenmäßig, lernt aber nicht, das sei seltsam genug, denn ganz gegen die Natur. So seine stete, vorwurfsvolle Rede. Schmettervogel. Schwanthaler. Über „Living History“. Wie oft lag er mir mit seiner Empörung über die Menschengeschichte in den Ohren, hat mir in meiner Zeit in Triegen seine Schwarzmalerei über die Spezies Mensch unaufhörlich vor Augen geführt. Vorgehalten. Den Spiegel. Der Menschheit. In Triegen.

Aber ich musste damals zurück, hinein in diese Rumpelkammer der zerfledderten Lebensläufe und Begebenheiten, eingeschlossen im Marktertum, wo mich unter Bergen von übelriechendem, fleckigem, gelbstichigem Papier die alte Zeit erwartete, alles was den Bach schon hinuntergegangen war. Die Zeiten, als es noch Ausgestiftete und Herumtreiber gab, nicht nur die Bürger und Herren, die ihre majestätischen Bäuche, schön verpackt in einen Lodenrock, in Kirche und Wirtshaus trugen. Die Frauen in ihren geflickten, ewig feuchten, verblichenen Kittelschürzen starben fast alle noch vor dem neunten Kindbett, das nur die wenigsten erreichten, dann aber so abgerackert und hinfällig, dass es auch für sie an der Zeit war, unter die Erde zu kommen. Die zweite, die nach der ersten als Arbeitskraft im Haus einstand, traf es nicht besser. Es hat sie ohnehin keiner gefragt. Ohne Ausnahme wachten sie wie die Raben über Speis und Keller, immer in Sorge, immer auf der Hut.

Zu der und der Zeit, konnte ich hören, sei noch Holz, Milch und Fleisch gestohlen worden, immer sei einer im *Kotter* gesessen, auf der Gasse davor die johlenden Kinder, die mit Steinen auf das vergitterte Kellerfenster zielten, bis der Gendarm herauskam und sie drohend verjagte.

Nicht zu vergessen die geplünderten Gärten, die von Brennholz und Beeren leergefegten Wälder und die Hungerleider, die beim Postwirt nur im Vorhaus sitzen durften. Immer wieder von der Gendarmerie ertappt, wie sie ein Schaf oder eine Leghenne wegtrugen, während die Ökonomiebesitzer in der Bürgerstube nah am geheizten Kachelofen saßen.

Wer von den Keuschlern stand bei der Bank, wo die Besitzenden in der Aufsicht saßen, schon so hoch in der Kreide, so nah am Ruin, dass bald eine Wiese oder gar eine Alm locker würde? Der und jener, so sprach es sich herum, ist immer auf der faulen Haut gelegen, hat keinen Reim gehabt, wirklich, du sagst es, nie einen Reim, nur Pech, zuletzt ein ganzes Elend. Schwamm darüber. Die *Keusche* kam unter die Schubraupe, der Fleck Grund wurde für den neuen Sportplatz gebraucht, für den Kanal oder die Festhalle.

Das Richtige ist in Triegen oft das Falsche gewesen und das Falsche das Richtige. Staudenhocker, den Spottnamen, abschätzig oder beifällig ausgesprochen, habe ich selbst noch in Triegen gehört, er rumorte in den Köpfen, ein Bodensatz aus Zeiten, da Triegen ein ödes Nest gewesen war, ein verarmter Markt, für wenige eine Ökonomie, sogar eine Goldgrube, aber sonst kaum ein Haus ohne Wanzen und Küchenschaben, abweisend und trostlos standen sie mit ihren kleinen kummervollen Fenstern in der Reihe angegrauter Gassen, von Kriegen mitgenommen, heruntergewirtschaftet, vom Schlendrian angefault, von vergeblichen Mühen erschöpft. Staudenhocker, das war einmal Triegerer Wortschatz gewesen und nagt noch ein wenig, wie ein schlechter Zahn, am Gedächtnis.

Natürlich braucht so ein Ort, der aufgestiegen ist, es zu etwas gebracht hat, irgendwann eine Ehrengalerie, die Auszeichnung verdienter Persönlichkeiten und ein liebevolles Andenken an seine Originale. Zweckmäßig verpackt in einer Chronik, als Ehrengabe. Ein herzeigbares Buch! Triegen war damit nicht schlechter beraten als andere, ähnliche Orte. Ich ließ mich dazu herbei, dafür die Lebensläufe aus alten Akten zusammen zu klauben. Die Namensliste war schon beschlossen, als ich mit der Aufgabe betraut wurde, erfuhr aber noch wiederholt Änderungen. Ich sollte die Namen der Reihe nach mit Leben, mit Geschichte füllen, ihnen Gesicht und Farbe geben, aus Überlieferung und Legende eine historische Wahrheit machen. Nicht mehr, nicht weniger.

Die Schilder und Ehrentafeln brauchten nur etwas Platz für Worte des Andenkens zu lassen, vorwiegend durch das Bild sollten sie sprechen, aber alles, so wiederholte Bürgermeister Alois Fichtler mehrfach, müsse vollständig, *peinlich genau*, erhoben und zuletzt in einem Buch dokumentiert werden.

Im Lauf der Bearbeitung stellte sich manche Nennung als fragwürdig heraus, wurde fallengelassen, neue Namen wurden ins Projekt hineinreklamiert. Es ist nicht genug Platz für alle, hieß es seitens des Gemeindevorstands, wir müssen auf die beste Auswahl achten.

Lange Zeit hatte kaum jemand Genaueres von der Geschichte Triegens, der *so genannten* Heimatgeschichte wissen wollen. Als das Projekt „Living

History“ in der Gemeindezeitung vorgestellt wurde, hat das einiges geändert, eine hektische Spurensuche und Spurensicherung der *in Wirklichkeit* wahren Geschichten ausgelöst. Neue Überlieferungen und Hinweise wurden zusammengetragen. Wie so ein Gemenge auseinanderhalten?

Erdrückend die schriftliche Überlieferung, die im Markerturm eingelagert war. Vieles ohne Wert, manches ein glücklicher Fund, aber alles zusammen in der größten Unordnung im Turmzimmer, wie ich es anfangs nannte, im obersten, dritten Geschoß des Markthauses abgelegt, es staute sich in Körben und Schachteln und sollte mein so genanntes Archiv werden. So genannt, ich bemerke, dass ich immer wieder diesen Ausdruck gebrauche. Ich habe keinen anderen, es war damals vieles *so genannt*.

Hinter jeder Überlieferung steckte immer noch eine andere, zweite, dritte. „So hat es mein Vater erzählt“, sagte mir der eine. Er habe es „von verlässlichen Leuten anders gehört“, meinte ein anderer. Nach einigen Erkundigungen nahm die Sache eine neue Richtung und mündete in der Erkenntnis, dass die volle Wahrheit nicht mehr herauszufinden sei. Wer kenne sie schon, die volle Wahrheit? Es sei ja alles viel zu lange her, die Betreffenden unter der Erde und das Papier der Dokumente geduldig. Gerade die früheren Pfarrerherren hätten es mit dem Aufschreiben nie so genau genommen. Aus den Ämtern wiederum sei so manches verschwunden.

Ich musste den Kreis meiner Gewährleute, ich sage nicht schon wieder *so genannten*, auf ein Minimum beschränken, die Geschichte wäre sonst über alle Ufer gegangen, die Aufregung um die eine, vollends gültige Auffassung hätte sich nie gelegt.

Das ist Triegen, der Ort, von dem ich mütterlicherseits abstamme. Kein besonderer Ort, keiner wie alle andern. Ich reiste damals von Traunstein über Salzburg, dem Ort meines Studiums, an und fand alles verändert. Kaum ein Haus, kaum eine Gasse wiederzuerkennen. Nichts mehr so, wie es mir als Kind vertraut gewesen war, als wir an Sonntagen die Verwandten besuchten.

Von ihnen war keiner mehr da. Die Alten weggestorben, die Jungen fortgezogen. Auch an den Häusern erinnerte wenig an damals. Zahlreiche Neubauten hatten das Ortsbild verändert, vor allem die bäuerlichen Häuser und Holzbauten gingen mir ab, fehlten mir. Verschwunden war der Kramer Mayr, in dessen Gewölbe ein Handy Shop eingezogen war.

Ich vermisste das alte Weinmesserhaus mit dem steinernen Hausbrunnen, von dem mir der Name nicht gleich einfallen wollte. In meiner Erinnerung ein breit auf dem Platz stehender, würdiger Bau, das Vorhaus mit einem Pflaster ausgelegt, wo es immer dunkel gewesen war. Hinten hinaus der umzäunte Garten mit Salettl, an der Straßenseite Stadel und Stall.

Auf der Straße überall die Kuhfladen. Selbst die waren verschwunden. Das Vertraute fort und anders, *modern* ausgebaut.

In Triegen, muss man wissen, haben sich die Häuser auch früher nicht lang gehalten. Unterirdische Wasserläufe, die aus der Hohen Geisel entspringen, untergraben den Ort, der trotz seiner Lage auf einer Anhöhe moorige Hangstufen aufweist, die alle besiedelt sind. Nur einige uralte Häuser, nicht einmal die Kirche und das Mesnerhaus, die immer wieder von Feuchtschäden befallen wurden, sind auf Fels gebaut und haben dem Wasser durch die Zeiten standgehalten, das im Talgrund erst an die Oberfläche tritt und in die Mur fließt.

Ein Straßenort, ein Durchzug, das ist Triegen, immer gewesen, ich habe es von meiner Mutter her im Ohr. Im Wald, auf der anderen Talseite, etwas erhöht über der Mur, lassen sich noch Spuren der Römerstraße finden. Die Schüler schreiben darüber regelmäßig Aufsätze, aber kaum einmal etwas über die Wagenkolonnen, die heute über diesen inneralpinen Verkehrsknotenpunkt hinwegrauschen. Die Lage, die Verbindung hinaus, wie man sagt, hinab und hinüber, bewirkte dieses stete Kommen und Gehen. Der Krämer aus Tirol, der Bräuwirt aus dem Pongau, der Apotheker ein Grazer. Man kaufte sich hier an und ging oft nach wenigen Jahrzehnten wieder auf und davon.

Von diesem steten Wechsel, einem beständigen Zuzug und Fortzug, konnte ich in der Sammlung der Seelenbücher nachlesen. Nur in den Dorfschaften außerhalb, in die Winkel hinein und die Bergseite der Hohen Geisel hinauf, wo die Ferner, Seitlinger, Schwarzenbichler und Steinwender ansässig sind, hielten sich über die Jahrhunderte die alten Hausnamen und das Brauchtum der Bewohner, die auf Wochen und Monate ins Land, also nach auswärts in den Gelderwerb gingen, aber danach regelmäßig wie das Pendel einer Stubenuhr wieder heimkehrten.

Verschwunden waren im Lauf der *so genannten* letzten Aufbaujahre auch die Gärten mit ihren Birnbäumen, die zwischen den Hausmauern, Scheunen und Ställen freien Platz gelassen hatten, auch die von Brennesseln und Holunderbüschen gesäumten Abzugsgräben, verschwunden die hölzerne Kegelbahn, die schon in meiner Kindheit auffällig, ein abenteuerlicher Spielplatz gewesen war und schließlich hatte es auch die Stadel und Holzhöfen getroffen, wo wir uns Verstecke gesucht hatten. Am Waagplatz hatte ich als Kind zugeschaut, wie Erdäpfel, Flachs, Vieh und Holz gewogen wurden, bevor es ans Verladen auf Lastwagen ging, er war nun mit Autos zugeparkt. Eine ganze Häuserzeile, deren Hausnamen an die alten Gewerbe erinnerten, Sagfeiler, Seifensieder, Pfeifer und Aufrichter, war geschleift, denn die Straße war auf heutiges Maß verbreitert worden, um den Verkehr durchzulassen.

Dazu hat das Wasser in den Gräben und Rinnen von der Hohen Geisel herab an den Fundamenten genagt, sogar aus stattlichen Häusern feuchte Buden gemacht. Den meisten Schaden, sagte man in Triegen, habe immer das Wasser verursacht, viel mehr als das Feuer.

Im nahen Donnersbach, gerade eine halbe Stunde mit dem Auto entfernt, wo ich aufgewachsen bin, meine Mutter ist mit ihrer Heirat dorthin gezogen, verlief die Entwicklung ähnlich. Das dörfliche Leben hat sich allmählich verlaufen und als der Gänsweiher trockengelegt wurde, um Platz für Neubauten zu machen, überfiel plötzlich der Schimmel das alte Gemeindeamt, das letzte Gebäude aus der Kaiserzeit, und es musste abgerissen werden. So etwas ist in Triegen nicht geschehen.

Das Triegerer Markthaus, der Markterturm, wie er früher hieß, hat das Erscheinungsbild eines Turmes bewahrt, erbaut im siebzehnten Jahrhundert. Mit seinen drei Geschoßen ist das Bauwerk beinahe so hoch wie das Kirchengeschiff, steht aber tiefer und ist damit das zweite, nur wenig niedrigere Wahrzeichen des Ortes. In seinem obersten, dritten Geschoß, wo die Fahnenstangen und Fahnen für die Prozessionen und Festumzüge eingelagert sind, hat man das Archiv untergebracht.

Archiv ist auch hier der falsche Begriff. Es handelt sich um einen Raum, wo seit jeher Meldebücher, Anzeigen, Schuldscheine, Katasterauszüge, auch Protokolle, Zeitungsausschnitte und historische Aufzeichnungen abgelegt wurden. Eine Ansammlung aus mehreren Jahrhunderten, größtenteils vergilbte, stockfleckige und verpilzte Dokumente, das meiste von Händen beschrieben, die zu ungeschult und ungenau für eine ordentliche Handschrift waren. Allem Niedergeschriebenen wurde die längste Zeit, mit wenigen Ausnahmen, argwöhnisch oder gleichgültig begegnet, denn man hatte seine Erfahrungen. Aber zwischendurch, was für eine Überraschung, ein erstaunlich schönes Schriftbild, ein verständiger Verfasser.

Diese Schriften und Dokumente, echte und bloß so genannte, aussagekräftige und entbehrliche, und dazu der Wust an Papierfetzen, konnten nur hier, wo durch die Fensterläden und Mauerritzen ein steter Luftstrom wehte, eingelagert werden. Den Schlüssel hatte der Bürgermeister in einer Lade verwahrt, bevor er ihn an mich übergab. In meinen Augen eine entbehrliche Sicherheitsvorkehrung, denn was hier verwahrt war, konnten allenfalls Spezialisten entziffern. Geschulte Experten hatten sich aber die längste Zeit nicht mehr mit Triegen befasst. Nun war der Haufen mir überlassen.

Nachdem alles vorbei und erledigt, die Schilder vorbereitet und die begleitende Chronik verfasst war, habe ich mich wie erlöst aus Triegen verabschiedet. Es war ein rettender Sprung weg von Triegen, wie ich meinte.

Fast drei Jahre waren vergangen, eine einsame, letztlich verlorene Zeit, wie ich anfangs dachte, alleingelassen mit der Bürde, in diesem Wimmelbild einer Marktgeschichte nach Bedeutung, bleibenden Werten zu forschen. Blicke ich gegenwärtig zurück, nah am Bach, den alles hinuntergeht, muss ich sagen, es war viel mehr, eine in Bruchstücken, aber doch wiedergefundene Zeit. Die mich dazu bewegte, also den Anstoß gab, von ihr auch zu erzählen, die bloßen Fakten zurücklassend. Denn auch Tatsachen können blenden, war mir bewusst geworden, verstellen oft den Blick und selbst das schnörkellose Material kann trügerisch sein, indem es erst recht zur Einbildung aufruft.

Was damals vor mir in Umrissen, schemenhaft, in Scherben und Fetzen aufriss, erhellte sich, wuchs zusammen, ein annähernd Ganzes, ein Bild, viele Bilder. Auf diesem Weg hat sich auch die eigene Familiengeschichte in Teilen erschlossen. Alles Lebensläufe, Lebenswanderungen, Lebensfallen, von denen mir manche nahegingen, während mich anderes kalt ließ. Um so vieles machte ich bei der ersten Berührung einen weiten Bogen und dann ist mir einiges, überraschend oft, unversehens doch unter die Haut gegangen.

Was ich herausgefunden habe, hat meine Vorliebe für das Zurückschauen mit Vorsicht gewappnet, mein Besserwissen entkräftet, das Bewusstsein über das Nichtwissen und reine Vermuten gestärkt. Dabei ist mir manches, mit Verspätung und außer der Zeit, sogar ans Herz gewachsen.

Nach Triegen brachen neue Wanderjahre für mich an, ich will sie hier beiseitelassen, bis ich schließlich in Brückl sesshaft wurde, schon ziemlich losgelöst, nur mehr an einer dünn gewordenen Nabelschnur, wenn das Bild erlaubt ist, an der Geschichte meiner Abstammung hängend. Ich wollte mich an einen Ort zurückziehen, der meinem bisherigen Lebensweg nicht zu nahe lag, mir aber doch etwas Atmosphäre aus meiner Kindheit zurückgeben konnte. Dafür passte Brückl.

Was ich nicht von Anfang an wusste und hier vorausschicken ist:

Triegen hatte bereits einen Historiker, eben Prof. Herbert Schwanthaler, der etwas despektierlich, wie gesagt, aber kaum einmal böse, das *Krautmandl* oder *der Schmettervogel* geheißen wurde. Ich habe ihn schon genannt, er ist wichtig für die Geschichte und ich werde noch oft auf ihn zurückkommen.

Dazu lebte im Ort sogar eine Dichterin, wie ich herausfand und es gab einst eine Burg, von der kein Stein mehr steht, nur als sagenhafte Erscheinung ist sie gegenwärtig, dort aber war Perchta von Weißenstein, die Frau des mittelalterlichen Dichters Ulrich von Liechtenstein, zur Welt gekommen. Das immerhin und einige andere Ereignisse, die mehr und größere Aufmerksamkeit verdient hätten.

Der Dramatiker Ferdinand Raimund, bekannt für seinen „Alpenkönig und Menschenfeind“, hat in Triegen Station gemacht, um die römische Sammlung Pfarrer Winkelstätters zu besichtigen. Ich habe vorgeschlagen, eins seiner Theaterstücke zur Aufführung zu bringen. Der Bürgermeister, in diesem Fall in geschlossener Abstimmung mit seinen Räten, meinte nur knapp, er halte dies für wenig aussichtsreich.

Etwas anmerken muss ich noch zu den Vorarbeiten Prof. Schwanthalers, der den Auftrag, die „Geschichte von Triegen“ zu verfassen, schon einige Zeit vor meiner Ankunft zurückgelegt hatte. In Triegen münde grundsätzlich alles in Streiterei und es gehe nichts ohne Schuldzuschiebung. Man war im Zerwürfnis geschieden, der Professor wollte allenfalls für Auskünfte weiter zur Verfügung stehen. Dies damals sein Schlusswort.

Ich reiste an, ohne ein Quartier zu haben. Meine Mutter war einige Jahre davor in Donnersbach verstorben. Danach waren die letzten aufrechten Kontakte nach Triegen abgerissen; sie hatten auch nur mehr aus Weihnachtsgrußkarten bestanden. Ich wollte daher für den Anfang in einem Gasthaus ein Zimmer nehmen.

Aber es ergab sich, dass ich auf dem Weg von der Bushaltestelle zum Markthaus hinauf, wo ich für eine Besprechung mit der Gemeindeleitung erwartet wurde, mit einer Frau Bekanntschaft schloss, die mir ihr Haus öffnete und damit einen ersten Zugang zu Geschichten und Gerede. Nicht alles davon war brauchbar, aber so manche Tür hat sie mir aufgestoßen.

NEBEN DER SPUR

Das Fortgehen ist mir immer alles gewesen, sagte die Frau, die neben mir herging und auf mich einzureden begann, etwas Lichteres und Leichteres als der Weg hinaus ist nicht auszudenken. Fort, nur fort, aber wie der Mensch eben ist, zuletzt ist mir wieder das Heimgehen das liebste. Immer schon, bis heute. Ich kenne es nur so und will es nicht anders, gehe fort und komme heim, am *lieberer* in der späten Nacht, wenn es schon graut und die Berge *käferliacht* über den Wäldern stehen. Das ist die beste Zeit, im Mai, wenn die Füße müde durchs nasse Gras schleifen, klatsch klatsch, macht es, und in der Luft schmeckst du den feinen Dunst vom Pech in den Baumstämmen, den weichen Nadelboden und das Moos.

Mein Kilian ist ein Jäger gewesen, ein starker Raucher und jung am Lungenkrebs zugrunde gegangen. Ein ganzes Jahr war ich ans Haus gebunden.

Was hilft's, er steht mir doch nicht mehr auf und wenn ich jeden Tag bei ihm am Grab sitze. Lieber hocke ich doch unter Bäumen, auf Felsen und Moos, am allerbesten ist es auf der Alm. Dann ist er bei mir und ich sag ihm: „Kili, so leicht wie ein Federl könnt' ich werden und flieg einfach davon.“

Ich war noch jung und ledig, da bin ich zur *Wildbach* und hab gekocht. Vierzig Arbeiter. Sie haben damals die reißenden Bäche verbaut, die soviel Schaden gemacht haben. Ganze Dörfer sind weggerissen worden. Über Nacht. Eine Schlammlawine, Geröll, verklauste Bäume, das hat alles unter sich begraben.

Die alten Leute kennen mich von der Zeit als Köchin, ich bin die Kocherin von der *Wildbach* oder eben die Wildbach Lies. In meiner Kindheit war ich das Goldmüllner Liesei, denn wo unser Häusl gestanden ist auf dem Weg in die Muhr, die Rimpl hat es später weggerissen, war einmal das Gewerkenhaus vom Goldbergbau. Aber das liegt schon weit zurück. Kein Mensch konnte mehr die Marmortafel lesen, die über der Haustür eingelassen war.

Mit dem Kilian bin ich eine Gottwald geworden und wir haben Haus gebaut in Rieden. In Triegen gelten die Schreibnamen bis heute nur für das Behördliche, sonst zählen die Hausnamen oder der Dienst, dem einer nachgeht. Der Kili war ein Weberischer, aus diesem Grund blieb er der Weberl Kili so wie ich die Wildbach Lies und für meine Verwandtschaft bin ich noch heute das Goldmüllner Liesei, obwohl wir nach der Heirat auf der Riedener Au Haus gebaut haben.

Seit der Kilian nicht mehr ist, die Kinder kamen nach der Schule aus dem Haus, bin ich als Putzerin auf die Sporthalle gegangen und wisch dort die Böden. Zwei Tage in der Woche. An den andern bin ich frei, ein Bergmensch. Schon als Kind armer Leute, das Goldmüllner Häusl war eine elende Keusche, bin ich auf die Alm zum Viehhüten gekommen. Im Herbst hat es dafür neue Schuhe gegeben zum Schulegehen und vielleicht noch einen Stoff, dass mir die Mutter daraus einen Kittel näht. Ich hab es leicht ausgehalten. Auf der Alm oben, vom ersten Tag an. Stundenlang bin ich um's Vieh gegangen. Gerade die Jahrlinge haben sich gern in den Wänden verstiegen, weil das Grasl dort am besten schmeckt. Jetzt bin ich alt und hab die Zeit, dass ich einfach so wieder Berg gehe. Weil es mich freut. Zwei Tage Putzerin und Friedhof, dann wieder die Luft auf der Alm. Sogar über Nacht bin ich schon oben geblieben. Dabei ist mein Haus groß und der Garten möchte reichen für noch zwei Häuser.

Die mir das erzählte, wanderte neben mir her. Marktaufwärts ging es, über mehrere Anstiege. Sie hatte trotz ihres Alters, das ich auf über sechzig schätzte, einen flotten Schritt, das graue Haar war in dünne Zöpfe geflochten und aufgesteckt. An den Füßen gestrickte Socken, dazu hohe lederne

Schnürschuhe, der Kittel wie der Walkjanker abgetragen, sogar geflickt, und an ihrem Rücken hing ein Rucksack mit Lederschlaufen, der war verblichen, von Wettern ausgewaschen und flechtengrau.

Mir überließ sie erst das Wort, als wir am letzten Bühel im unteren Markt rasteten, eine starke Steigung hatten wir noch vor uns. Denn Triegen liegt wie gesagt auf einer Anhöhe, am Fuß der Hohen Geisel, über dem Talboden der Mur.

Ich war vor sieben Haltestellen, ich hatte sie aus Neugier gezählt, zugestiegen, unter den wenigen Einheimischen, die auf diesen öffentlichen Transport angewiesen waren, war sie mir nicht aufgefallen. Ein paar Schüler, Pensionisten, Besucher im Krankenhaus, ein paar Fremde. Ich nahm von ihr erst Notiz, als sie in Triegen dieselbe Richtung einschlug, neben mir herging. Sind Sie auch im Bus gesessen, erkundigte ich mich? Nein, woher denn, meinte sie, mit dem Bus fahre sie nicht.

Was suchst denn du in Triegen, wollte sie wissen? Weil mir der Anstieg und dazu diese Frau, die redete wie ein Wasserfall, zu viel auf einmal war, machte ich es kurz.

Die Gemeinde Triegen, sagte ich und stellte mein Gepäck ab, um zu Atem zu kommen, wünscht sich von mir eine Chronik. Eigentlich eine Art Album ihrer historischen Persönlichkeiten, also die Köpfe und Leistungen all jener, die sich um Triegen verdient gemacht haben oder einfach so im Gedächtnis geblieben sind. An die dreißig seien für die Ehrenschilder vorgesehen. Dreißig?

Die Wildbach Lies schaute mich verblüfft an und lachte dann lauthals. Wo willst du denn die ausgraben?

Der Prof. Schwanthaler, so war nun von ihr zu erfahren, der Geschichtsfreund von Triegen, habe sich auch schon an der Arbeit versucht, aber bald den Faden verloren oder die Freude. Es habe da etwas gegeben. Man mache sich nur Feinde mit so etwas, habe der Prof. Schwanthaler damals verlauten lassen, er habe seine eigenen Interessen, Blumen und Natur, musst du wissen. Und eben die große Geschichte, aber nicht die kleine von Triegen.

Wir waren vor dem Markthaus angelangt, wo sich unsere Wege trennten. Die Lies machte sich mit raschen Schritten davon, ich hätte ihrer Einladung nichts mehr entgegen können: „Mein Haus steht dir offen, ich hab ein Zimmer für dich. Auf der Rieden 40. Du wirst jemanden brauchen, der dich in Triegen einweisen kann.“

In Triegen einweisen, in Triegen eingewiesen werden – mein Kopf hat den Satz bis heute behalten, er steckt fest und ich kann darüber schmunzeln. Dagegen sind bedeutendere Eindrücke aus der Zeit längst verwischt und den Bach hinunter.

Ich habe bald erkannt, dass mir dieses Triegen als Ort meiner Abstammung mütterlicherseits näher lag und näher ging, als mir oft lieb war. Vieles bedrückte mich, das Schöne stimmte oft wehmütig, oder es stimmte an sich nicht und alles zusammen schmerzte ein wenig, wie der Druck in engen, alten Schuhen. Zuletzt hat mir die Erfahrung aber den Rücken gestärkt und noch im Blick zurück eine kostbare, wenn auch trügerische Zeit, die weiter zu hinterfragen ist, in Wahrheit aber nicht mehr als eine Geschichte geschenkt.

Gertraud Steiner

Eine historische Landschaft ist kein offenes Buch. Erst recht nicht, wenn diese versteckt hinter dem Tauern liegt, am Oberlauf der Mur, an die Steiermark wie auch an Kärnten angelehnt. Doch die Gegend gehört zu Salzburg, ein eigenwilliges Randstück oder auch die zuinnerst gelegene Expositur. Es ist die Landschaft meiner Herkunft, das Daheim der Kindheit, der Ort, den ich später immer wieder aufgesucht, abgesucht und erforscht habe, um ein Weniges von seinem Wesen, die Besonderheit seiner Geschichte zu ergründen. Mein später Entschluss, das Dokumentieren als bloßes Festhalten einmal beiseite zu lassen und mich der Geschichte erzählend zu nähern, sozusagen von innen her, hat etwas Neues, diesen Roman entstehen lassen.

Gertraud Steiner, Dr. phil., Lungauerin mit Studium in Salzburg, ist Sachbuchautorin, Redakteurin und Journalistin und lebt seit einigen Jahren in der Steiermark.

Veröffentlichungen (Auswahl):

Wunderkammer Hohe Tauern. Über Mythen und Sagen Innergebirg (1993)

Gehlüste. Alpenreisen und Wanderkultur (1995)

Riesen. Herausgegeben von Roland Floimair und Lucia Luidold (Beiträge) (1996)

Salzburg für Frauen. Ein Stadt- und Reisebuch (1997)

Literaturbilder. Die Geschichte Salzburgs in literarischen Portraits (1998)

Winkelwelt. Sagen aus dem Lungau (1999)

Kulturwandern in Salzburg. Themenwege vom Alpenvorland bis in die Hohen Tauern (2000)

Bildhauer Bernhard Prähauser. Eine Monographie (2007)

Salzburger Bauernkalender (Redaktion). (2009 bis 2019)

OIDA! Der Generationendolmetscher (Redaktion) (2011)

Wundervolles Wasser. Vom Gesundtrinken, Kurbaden und Freischwimmen (2012)

Das Leben in alten Zeiten. Landeskundliche Kurzgeschichten in „Servus in Stadt und Land“

Ortschroniken und Unternehmensbücher:

Gelebte Zeit. Göriach – 370 Seelen und 100 Jahre (2007)

50 Jahre Geislinger GmbH. (2008)

Marktchronik Tamsweg (Redaktion und Beiträge) (2011)

Mitten in Österreich. St. Michael im Lungau Bd. I-II (2016)

Bad Fusch – eine Wiederentdeckung (2017)

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien